

2. Kapitel

Elijah kroch zum Küchentisch. Seine Hände und sein Gesicht prickelten vor Kälte, und seine Füße waren so eisig, dass es wehtat. Vielleicht könnte er sich unter dem Tisch verstecken und dort bleiben, bis Zack und seine Eltern wieder nach Hause kamen. Aber wie lange würden sie bei Zacks Oma bleiben? Zwei Tage? Drei?

Ob Onkel Bobby wusste, dass Elijah und Zack beste Freunde waren? Wusste er, wo Zack wohnte? Würde er hierherkommen?

Der Gedanke machte ihm entsetzliche Angst, aber er wusste nicht, was er tun oder wohin er sonst gehen sollte. Außerdem war ihm kalt, und er konnte nirgendwo anders mehr hinlaufen. Er kauerte sich neben dem Tisch zusammen und versuchte, seine Füße zu wärmen, indem er erst die Zehen des einen Fußes unter den Saum seiner Pyjamahose steckte, dann die Zehen des anderen Fußes, immer abwechselnd. Es dauerte eine Weile, bevor seine Zehen sich wieder warm anfühlten und der Schmerz allmählich nachließ.

Was sollte er jetzt machen? Ein Polizist hatte seiner Klasse vor einiger Zeit einen Besuch abgestattet, zu Anfang des Schuljahres. Elijah war damals noch neu in der Klasse gewesen. Er hatte gewusst, dass Zack in der gleichen Straße wohnte wie er selbst, aber sie waren noch keine besten Freunde gewesen. Der Polizist hatte viel erzählt, aber an was Elijah sich jetzt noch genau erinnerte, war die Nummer 911. Jeder wusste, dass er bei einem Notfall die 911 anrufen musste, selbst kleine Kinder. Mom hatte ihm das schon vor langer Zeit beigebracht, also hatte er keinen Polizisten gebraucht, der ihm das sagte.

Vorsichtig stand er auf und spähte aus dem Fenster, um nachzusehen, ob Onkel Bobby draußen war und nach ihm suchte. Da er niemanden entdecken konnte, bewegte er sich vom Küchentisch weg. Wo war wohl das Telefon von Zacks Mom? Er hatte sie immer nur mit einem Handy telefonieren sehen, aber das hieß nicht, dass sie nicht auch ein großes Telefon hatte, so wie Miss Sally. Elijah sah sich in der Küche um, dann ging er ins Esszimmer und weiter ins Wohnzimmer. Nichts. Es gefiel ihm nicht, dass es dunkel war, weil er nicht richtig erkennen konnte, ob sich irgendwo ein Telefon befand oder nicht. Ein paar Mal überlegte er, das Licht anzuschalten, doch jedes Mal wenn er die Hand nach dem Lichtschalter ausstreckte, schreckte er wieder zurück. Wenn er das Licht anmachte, könnte Onkel Bobby es vielleicht sehen und würde kommen, um ihn umzubringen.

Er wollte nicht, dass Onkel Bobby ihn je wieder seinen »Sohn« nannte. Er war nicht Onkel Bobbys Sohn, und er wollte auch nicht mehr, dass sie Freunde waren. Er wollte seine Mom, aber Onkel Bobby hatte sie getötet.

Tränen rannen aus seinen Augen, und seine Nase lief wieder. Er wischte mit seinem Pyjamaärmel unter seiner Nase entlang und hielt die Luft an, um sich vom Weinen abzuhalten. Als seine Brust schmerzte und er nicht länger die Luft anhalten konnte, stieß

er sie schnell aus. Er hatte keine Zeit zum Weinen, sondern musste ein Telefon finden. Vielleicht gab es oben eins – ein großes Telefon oder vielleicht ein Handy, das sie dagelassen hatten. Er und Zack hatten über Miss Sallys großes altes Telefon gelacht, doch jetzt wäre er froh, wenn er so eins finden würde. Er ging zur Treppe und hielt sich am Geländer fest. Seine Mom hatte ihm immer gesagt, er solle sich festhalten, obwohl er es meistens vergaß. Aber jetzt wollte er das tun, was sie gesagt hatte, weil es ihm irgendwie das Gefühl gab, sie wäre noch da. Er stieg die Treppe hinauf, betrat mit seinen immer noch kalten Füßen eine Stufe nach der anderen.

Zacks Mom hatte überall Nachtlampen. Mit all diesen Lampen hatte er kein Problem zu erkennen, wohin er ging.

Hätte er ein eigenes Handy, dann hätte er bereits die 911 angerufen. Doch Mom hatte gesagt, er sei noch zu klein dafür und würde vielleicht eins bekommen, wenn er zwölf wurde. Zwölf! Bis dahin waren es noch fünf Jahre. Dann wäre er zu alt, um sich noch eins zu wünschen.

Im ersten Stock angekommen, ging er zunächst zu Zacks Zimmer. Er wusste zwar, dass es dort kein Telefon gab, aber er war schon oft in diesem Zimmer gewesen und kannte sich dort aus. Es war vertraut, tröstlich. Ein Stockbett stand an der Wand. Die Betten waren sorgfältig gemacht, was nicht immer so war. Zack hatte eine Spielzeugschachtel, eine Kommode, auf der eine Lampe stand, und einen Wäschekorb für schmutzige Sachen. Aber er konnte nicht hierbleiben. Es gab kein Telefon, obwohl er das auch schon vorher gewusst hatte. Er hatte sich nur wieder ein kleines bisschen glücklich fühlen wollen, und in Zacks Zimmer hatte er immer viel Spaß gehabt.

Dann ging er in Gracies Zimmer, das daneben lag. Gracie war schon alt, beinahe erwachsen. Sie war dreizehn und hatte ein Handy. Allerdings hatte sie es immer dabei, deshalb erwartete er nicht, dass es hier irgendwo herumlag. Er rümpfte die Nase. In dem Zimmer herrschte ein einziges Durcheinander. Er hatte gar nicht gewusst, dass Mädchen so unordentlich sein konnten, aber hier sah es schlimmer aus als normalerweise in Zacks Zimmer. Überall lag ihre Kleidung herum – am Boden, auf ihrem Bett, oder sie hing über den Möbeln. Sollte es hier ein Handy geben, würde er es nie finden.

Er seufzte schwer und trottete den Flur entlang. Das Schlafzimmer von Zacks Eltern war riesig. Es gab genug Platz für ein großes Bett, zwei Kommoden und ein Laufband, auf dem Kleidung hing. Und es gab eine Menge verrücktes altes Zeug, das überall herumstand. Er suchte die Nachttische und die beiden Kommoden ab und tastete mit der Hand die Oberflächen ab, wo die Nachtlampen nicht genug Licht spendeten. Es lag viel alter Plunder herum, aber kein Handy oder ein großes Telefon. Es gab Schachteln, kleine Lämpchen, muffig riechende Bücher, geschnitzte Tiere – einen Elefanten und einen Tiger –, selbst einen Globus, der sich drehte, wenn man ihn anstieß. Was er jetzt machte. Er leuchtete nicht auf wie der, den er zu Hause hatte.

Aber ein Telefon gab es nicht.

Was sollte er tun, wenn er nicht die 911 anrufen konnte? Sollte er einfach hierbleiben, bis Zack und seine Eltern wieder nach Hause kamen? In der Küche gab es bestimmt etwas zu essen. Vielleicht kam Onkel Bobby gar nicht auf die Idee, hier nach

ihm zu suchen. Zacks Mom würde wissen, was zu tun war. Sie könnte mit ihrem Handy die 911 anrufen. Aber das könnte noch Tage dauern.

Einen Moment überlegte er, zu einem anderen Haus zu gehen. Miss Sally hatte ein Telefon. In den meisten Häusern gab es eins. Aber er wusste nicht, wo Onkel Bobby steckte. Ob er auf der Straße war oder direkt vor diesem Haus stand oder ob er immer noch bei Elijah zu Hause war ... Allein bei dem Gedanken, dass Onkel Bobby ihn schnappen und er dann genauso tote Augen haben würde wie Mom und Bosco, wurde ihm wieder kalt. Nein, er würde dieses Haus nicht verlassen. Hier war er sicher.

Elijah ging wieder zurück in Zacks Zimmer. Er hatte in der Nacht zuvor hier geschlafen, und sie hätten sicher nichts dagegen, wenn er blieb, bis sie wieder nach Hause kamen. Er kletterte in das untere Stockbett – Zack schlief immer in dem oberen – und steckte die Füße unter die Decke. Sie waren fast nicht mehr kalt. Dann zog er die dicke Bettdecke bis zum Kinn hoch, zitterte noch einen Moment und schwelgte dann in der Wärme.

Er sollte schlafen. Würde er morgen Schule haben, hätte er schon lange schlafen müssen. Er wusste noch, wie sauer er auf Mom gewesen war, weil sie ihn nicht länger hatte aufbleiben lassen. Doch dann war er nach unten gegangen und hatte gesehen ...

Nein, er wollte nicht daran denken.

Wieder fing er an zu zittern. Draußen frischte der Wind erneut auf und heulte wie Cookie, wenn der kleine Hund von nebenan ihn durch den Maschendrahtzaun ärgerte. Der Baum vor Zacks Fenster bewegte sich, und die Zweige kratzten an der Hauswand entlang. Dieses Fenster ging zur Straße. Wenn er hinaussehen würde, würde er dann Onkel Bobby entdecken? Der nach ihm suchte, seinen Namen rief ...

Elijah sprang aus dem Bett und lief den Flur entlang zum Schlafzimmer von Zacks Eltern. Es ging nach hinten zum Garten raus. Hier gab es keinen Baum, der am Fenster kratzte.

Aber es gab Fenster. Fenster, durch die er hinaussehen konnte. Fenster, in die Onkel Bobby hineinsehen konnte.

Da ihm immer noch kalt war, nahm Elijah eine große Decke, die am Fußende des Bettes lag, und zog sie mit sich zum Kleiderschrank. Niemand würde ihn sehen, wenn er sich hier versteckte. Er öffnete die Tür und betrat den Raum, während er die weiche Decke mit sich zog. Es war ein großer Schrank, mit zwei Stangen, an denen Kleidung hing. Außerdem gab es Schachteln und Schuhe, die an den Wänden aufgereiht standen.

Als er die Tür schloss, hüllte ihn die Dunkelheit wie eine Decke ein. Hier gab es kein Nachtlicht, keinen Mond oder Straßenlaternen, die durch das Fenster schienen, weil es hier drinnen kein Fenster gab. Er konnte nicht hinaussehen. Und niemand konnte hineinsehen.

Zum ersten Mal – es kam ihm wie Stunden vor – fühlte Elijah sich sicher. Er legte sich auf den Boden und zog die Decke bis zum Kinn hoch. Er hätte auch ein Kissen mitnehmen sollen, hatte jedoch nicht daran gedacht. So gerne er auch eines gehabt hätte, wollte er das warme Plätzchen nicht verlassen, das er sich eingerichtet hatte.

Onkel Bobby würde ihn hier nicht finden, in der Dunkelheit, hinter einer verschlossenen Schranktür. Niemand würde ihn hier finden.

Elijah schlief. Er träumte.

Seine Scheinwerfer fingen die schräg fallenden weißen Körner ein, und Robert umklammerte das Lenkrad fester. Ein Graupelschauer war kaum besser als Schnee oder gefrierender Regen. In der Kälte und der Dunkelheit tickte die Uhr gnadenlos, und so ein garstiges Wetter war das Letzte, was er sich wünschte. Oder vielleicht auch nicht. Vielleicht wäre es bei solchem Wetter schwieriger, Ambers Leiche zu finden; außerdem würden mehr Spuren zerstört, und das war eindeutig ein Pluspunkt. Er hatte keine Ahnung, er wusste nur, dass dieser Tag genauso beschissen endete, wie er angefangen hatte.

Er war mehr als eine halbe Stunde im Norden von Lawrenceville herumgefahren, war durch dunkle, enge Nebenstraßen gekurvt, bis er den alten Park erreichte, der sich neben der Straße erstreckte. Er hatte auf dem Kiesplatz geparkt, der von leeren Bierdosen und weggeworfenen Hamburger-Schachteln übersät war. Die zerbeulte Mülltonne war bis oben hin voll, als wäre sie schon lange nicht mehr geleert worden. In seinem Zustand, der fast an Panik grenzte, konnte er nicht mal sagen, ob das ein gutes Zeichen war; genauso wie er nicht wusste, ob ihm das schlechte Wetter zugutekam oder nicht. Ob das bedeutete, dass hier morgen jemand auftauchte? Und ihre Leiche sofort entdeckte? Das wäre schlecht.

Auf der anderen Seite würde er sie am liebsten oben auf der Mülltonne zurücklassen. Müll zu Müll, das passte doch. Er hätte es gerne getan, aber er verwarf die Idee.

Er schaltete den Motor des Wagens aus, damit seine Scheinwerfer ihn nicht verriet, sollte zufällig jemand auf der Straße vorbeifahren. Obwohl es so spät – oder so früh – und bei dem zunehmend schlechten Wetter kaum oder fast gar keinen Verkehr gab. Dichte Wolken verdeckten die Sterne, und der peitschende Graupelschauer verschlechterte die Sicht noch weiter.

Eiskalter Wind fuhr in seine Anzugjacke, als er aus dem Wagen stieg, und er zog den Kopf ein, um sich vor den stechenden Eiskörnern zu schützen. Verdammte, war das kalt! Er drückte auf die Fernbedienung, um den Kofferraum zu öffnen. Zu spät fiel ihm ein, dass das Licht im Kofferraum automatisch anging, wenn der Deckel sich öffnete.

Leise fluchend lief er um den Wagen herum und beugte sich hinunter, um Ambers Leiche aus dem Kofferraum zu ziehen. Er hatte sie in eine Decke eingewickelt, um sie so besser transportieren zu können. Aber totes Gewicht blieb totes Gewicht. Wieder fluchte er leise, während er zog und zerrte, sich breitbeinig hinstellte und sich mit seinem ganzen Gewicht dagegen stemmte, um das Bündel hochzuziehen und über den Rand des Kofferraums zu hieven.

Schwer atmend hatte er es endlich geschafft, sie herauszuziehen. Er beugte sich hinunter, legte sich das Bündel über die Schulter und versuchte mühsam, sich wieder aufzurichten. Verdammte, er war Politiker, keine Sportskanone, und er hätte nie damit gerechnet, einmal eine Leiche herumschleppen zu müssen.

Er blickte sich um. Immer noch war kein Auto in der Nähe, doch da er seine Scheinwerfer ausgeschaltet hatte, konnte er in der Dunkelheit so gut wie nichts erkennen. Sollte er es riskieren und Licht machen? Er konnte sie nicht einfach hier

liegen lassen, obwohl er es gern getan hätte. Vielmehr musste er die Leiche so gut verstecken, dass man sie nicht gleich finden konnte. Er brauchte Zeit. Zeit, um Spuren zu verwischen. Zeit, um dieses kleine Arschloch von Elijah zu finden. Zeit, um einen Plan zu entwickeln und Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen.

Der Graupelschauer ließ langsam nach, und eine seltsame Stille lag über der Nacht. Dicke weiche Schneeflocken fielen langsam vom Himmel, und ihn überfiel wieder das Gefühl der Dringlichkeit. Schnee im Süden, das war eine Katastrophe, denn innerhalb kürzester Zeit würden sich die Straßen in Rutschbahnen aus Eis verwandeln. Er musste Ambers Leiche unbedingt loswerden und dann nach Hause fahren, bevor er irgendwo stecken blieb. Vor allem musste er sich noch eine Geschichte ausdenken, die seine Frau zufriedenstellte, obwohl ein heftiges Wortgefecht mit ihr im Moment seine kleinste Sorge war.

Er musste das Risiko eingehen und die Scheinwerfer einschalten, denn sonst könnte er nicht erkennen, wohin er lief. Dann würde er noch länger für diese Aktion benötigen, als er sich erlauben konnte. Der dicht fallende Schnee würde ihm etwas Deckung geben.

Fluchend und mit dem schweren Bündel auf seiner Schulter – so war es einfacher für ihn, als es abzulegen und dann wieder hochzuheben – ging er um den Wagen herum zur Fahrertür. Er öffnete sie und drehte sich so herum, dass er den Schalter erreichen konnte, um die Scheinwerfer anzustellen. Zwei Lichtkegel erhellten die raue Landschaft und ließen die tanzenden, wirbelnden Schneeflocken funkeln. Jetzt beeilte er sich, um Amber über den Gehsteig an der übertollen Mülltonne vorbei über das Gras zu tragen. Irgendwo in den dunklen Wäldern, die hinter dem kleinen Park lagen, könnte er sie am besten verstecken. Am liebsten hätte er sie weiter weg von der Straße abgelegt, aber da der Schneefall immer dichter wurde und sich bereits eine weiße Schicht auf den abgestorbenen Blättern sammelte, durfte er nicht noch mehr Zeit verlieren.

Er war etwa neun Meter von der Mülltonne entfernt, als er in ein flaches Loch trat, das von Blättern verdeckt war. Er verlor das Gleichgewicht, und seine in die Decke gewickelte Last rutschte ihm von der Schulter.

»Mist!« Er starrte heftig schnaufend auf die Leiche. Trotz des eisigen Windes lief ihm der Schweiß über das Gesicht. Sie wieder hochzuheben und sich auf die Schulter zu heben, würde er unmöglich schaffen; er hatte sie ja kaum aus dem Kofferraum heben können.

Nach nur kurzem Zögern beugte er sich hinunter, umfasste das eine Ende der Decke und begann das Bündel hinter sich her zu schleifen. Sollte er Spuren auf dem gefrorenen Boden hinterlassen, würde der Schnee sie bald verdecken.

Er schaffte es bis zu dem Wäldchen und blieb stehen, um nach Luft zu schnappen, während sein Atem in weißen Wölkchen in die Nachtluft stieg. Das Licht der Scheinwerfer half ihm auch nicht mehr viel, denn hier befand er sich nicht mehr in dessen Reichweite. Suchend blickte er sich um. Was er für einen dichten Wald gehalten hatte, war eher nur ein kaum mehr als zwanzig Meter breiter Baumbestand. Vielleicht wäre es besser, wenn er sie dahinter ablegte. Also nahm er die Mühe auf sich und zerzte seine Last ächzend und stöhnend vor Anstrengung weiter an den Bäumen vorbei, bis er